

Kultur

Eine der letzten Diven ist nicht mehr

Film Im Februar stand sie auf dem roten Teppich, im März arbeitete sie an zwei Fernsehprojekten, nun ist sie plötzlich gestorben: Hannelore Elsner ist am Ostersonntag friedlich eingeschlafen.

Ralf Isermann, afp

Ihre Fans und die Filmwelt zeigen sich gleichermaßen schockiert: Hannelore Elsner ist mit 76 Jahren unerwartet gestorben. Elsner galt als alterslose Diva, als Schauspielerin von unwiderstehlicher Anziehungskraft. Ihr fortgeschrittenes Alter war kein Massstab. Sie arbeitete unermüdlich. Jahr für Jahr erschienen gleich mehrere Produktionen mit ihr. Doch gestern erklärte Familienanwalt Matthias Prinz, er habe «die traurige Pflicht», der Öffentlichkeit den Tod von Hannelore Elsner mitzuteilen. Am Ostersonntag sei sie friedlich eingeschlafen. Davor war Elsner laut Prinz überraschend schwer erkrankt. Woran sie litt, blieb zunächst unklar. Die Familie erbat sich Respekt der Privatsphäre.

Unstete Jugend

Die Tochter eines Ingenieurs kam im bayerischen Burghausen nahe der österreichischen Grenze am 26. Juli 1942 zur Welt. Später wuchs sie im nahen Neuötting auf. Zwei Ereignisse zerstörten ihre heile Kinderwelt: Zuerst wurde ihr heiss geliebter älterer Bruder gegen Kriegsende bei einem Angriff von Tieffliegern getötet; wenige Jahre später starb ihr Vater an Tuberkulose. Elsners Jugend verlief in der Folge unstet. Sie flog von mehreren Schulen. Dann zog die Mutter mit ihr nach München. Fraglich ist, was wohl aus ihr geworden wäre, wenn es nicht diese eine Begegnung gegeben hätte: Ein Regisseur sah sie mit 15 Jahren auf der Strasse laufen und verschaffte ihr eine Schauspielausbildung.

Schon als Teenager bekam sie erste Filmrollen. «Immer die Mädchen» mit Hans-Joachim Kulenkampff war 1959 ihr erster Film. Bald fand Elsner Dauerbeschäftigung in Film und Fernsehen, oft in seichten Produktionen. Aber sie spielte auch schon jung in Filmen, die heute Klassiker sind. «Die endlose Nacht», Elsners Lieblingsfilm, von Will



Hannelore Elsner an den internationalen Filmfestspielen von Berlin im Jahr 2013.

KEYSTONE

Tremper aus dem Jahr 1963 gehört etwa dazu. Am Theater schärfte sie zudem ihr schauspielerisches Können. Ihr zweiter Ehemann, der Regisseur Alf Brustellin verhalf ihr ab den 70er-Jahren zu Rollen in anspruchsvolleren Filmen.

Mindestens so interessant wie ihre Darstellerinnenkunst wurde für das Publikum ihre Lebenskunst. Aus einer kurzen Liaison mit Regisseur Dieter Wedel ging 1981 ihr einziges Kind, Sohn Dominik, hervor. Den vor einigen Jahren ebenfalls überraschend verstorbenen Produzenten Bernd Eichinger fand sie als Partner «den

besten», es folgten noch eine Ehe mit Verlagsleiter Uwe Carstensen. Mit ihm zog sie von München nach Frankfurt; die Ehe ging 2000 auseinander.

Gewichtiges Spätwerk

Dass Elsner bis zu ihrem Tod als einer der grossen deutschen Stars galt, verdankt sie aber ihrem Spätwerk. Ab 1994 spielte sie in der ARD-Serie «Die Kommissarin» als Lea Sommer in 66 Folgen die erste deutsche Fernsehkommissarin. Noch erfolgreicher wurde ihr Kinocomeback. Für die Hauptrolle in «Die Unbe-

rührbare» bekam sie erstmals 2000 den deutschen Filmpreis Lola als beste Hauptdarstellerin.

Anlässlich ihres Todes erinnern sich die Menschen an eine «grossartige Künstlerin und Persönlichkeit», wie etwa Bayerns Ministerpräsident Markus Söder erklärte. Martin Moszkowicz, Chef von Constantin Film, sagte, die Schauspielerin habe «die deutsche Kino- und Fernsehwelt geprägt wie keine andere». Die Verstorbene sei «eine der letzten Schauspieldiven in der deutschen Filmlandschaft» gewesen.

Das Heimweh des E. Tschau

Kolumne

von Luke J. Wilkins



Vor zwölf Jahren bin ich aus Köln hierher gezogen, um am Schweizerischen Literaturinstitut zu studieren. Ich wollte schreiben. Einen blassen Schimmer davon hatte ich schon, der manchmal deutlicher erschien, dann wieder am Horizont der Lesetage in meiner Studentenbude auf der Dufourstrasse 60 verschwand. Währenddessen tat es mir sehr wohl, diese Kolumnen hier zu schreiben, mit denen ich – ein gebürtiger Schweizer, der in Deutschland aufgewachsen war – schriftlich mit den Bielern in Berührung kam. Diese Bieler. Die meine Muttersprache sprachen. Die ich selbst in unserer deutschen Enklave eben nur mit meiner obergauischen Mutter und meinen Geschwistern gesprochen hatte, mit sonst niemandem. Hier war ich plötzlich umgeben von Muttersprachlern, die jetzt den Spieß umdrehen: Wenn sie meinen gstabbeligen, unsicheren Dialekt hörten, schwenkten sie um auf Deutsch. Und verwiesen mich – aus purer Höflichkeit – aus dem Land meiner Muttersprache, zurück nach Deutschland. Diese Erfahrung des Verwiesenseins aus dem Land meiner Muttersprache, aus einer inneren Hei-

mat, die ich nie gehabt hatte, oder höchstens als Inselbewohner kannte, sollte zum Kern meines Romans werden. Es ist ein Loch wie am Ende des Kinderbuchs «Die Raupe Nimmersatt». Ein Loch von einem Tier, das nicht aufhören kann zu fressen und nur eine Chance hat, seiner Gefrässigkeit zu entkommen: Sich zu verpuppen und durch diese Verpuppung als ein Anderer aus dem Loch im Grund seiner bisherigen Existenz zu flattern. Während dieser Verpuppung schrieb ich eine Kolumne, die aus dem Blick – von meinem Schreibtisch raus auf die Dufourstrasse – bestand. Sie bestand aus dem Blick, den sie beschrieb. War also ein Loch, aus dem sie bestand und hinter dem ich mich verpuppte und bereit machte herauszufliegen. Plötzlich be-

kam ich Post. Ein Leserbrief aus St. Imier, von einem gewissen E. Tschau. Er hatte meine letzte Kolumne gelesen und anhand meines Blicks lokalisieren können, dass ich im Haus der Bonadeis lebte – die ebenerdig ihren Gemüse-, Obst und Gemischtwarenläden führten – und wo Tschau selbst vor 50 Jahren gewohnt hatte. Dem Brief lag eine Fotografie bei, die den Blick von der östlichen Seite des Hauses aus zeigt.

Dazu die Sätze: «1957-1958 wohnte ich bei meinem Lehrmeister Bonadei E. Dufourstrasse 60. Was glauben Sie, was hat man vor 50 Jahren vom Hinterhof Dufourstrasse 60 gesehen, von meinem Zimmer? Das 1. Hochhaus von Biel ist am Entstehen.»

Wenn Schriftsteller Bienen sind, die aus dem Blütenstaub der blühenden

Bäume ihrer Erinnerung Honig machen, der die anderen nährt und tröstet, dann war E. Tschau einer. Sowie der damals noch lebende Jörg Steiner, dessen letztes Buch hiess: «Ein Kirschbaum am Pazifischen Ozean».

E. Tschau hatte mein Heimweh gespürt, sich davon anstecken lassen und mir mit dem Foto ein Bild von dem Gefühl, das meine Kolumne in ihm ausgelöst haben muss, aus dem Jura runter nach Biel geschickt. Und mir damit den jurassischen Grundstein meines ersten Buchs, nein, meiner ganzen literarischen Arbeit geliefert.

Das Foto ist auch der Kern, zugleich das Dach meines Textes geworden und auf dem Laken an der Leine sieht man von Nahem einen beim Waschen nicht ganz rausgegangenen Blutfleck. Blut geht nie ganz raus. Blut. In den Händen eines mit einem Loch im Kopf wegtaumelnden Kindes, aber auch eine hauchdünne, im Wind flatternde Schweizerfahne, das Blut einer Drossel im Maul einer Katze, das Menstruationsblut einer Frau, die ich liebe, die ich – zurück von meiner Odyssee – liebe. Das habe ich von dir gelernt, E. Tschau: Das Heimweh nach der Schweiz, nach der Muttersprache, nach der Heimat, nach frisch gemähtem Gras: Es ist nicht zu stillen. Und erst, als ich das von dir gelernt hatte, oh Tschau, konnte ich anfangen. Zu schreiben. Und zu schreiben: Ich liebe dich, Mutter.

Info: Luke Wilkins hat den Lehrgang am Literaturinstitut im Jahr 2012 abgeschlossen. Kürzlich ist sein Debütroman «Jeff» (Derk Janssen Verlag) erschienen. Am 8. Mai stellt er diesen um 19.30 Uhr in Buchhaus Lüthy in Biel vor (Moderation Samuel Moser).

«Das 1. Hochhaus von Biel ist am Entstehen», schrieb E. Tschau zu dieser Fotografie aus den späten 50er-Jahren, die den Blick aus der Dufourstrasse 60 zeigt. zvg



Die härtesten Türen Berlins

Film Das Berliner Berghain hat einen legendären Türsteher. Und überhaupt, diese Berliner Clubs und das Nachtleben: legendär! Wirklich? Eine Kino-Doku gibt einen Einblick.

Ob die Tasche echt sei? «Ja, hehe», sagt Sven Marquardt. Die sei ein Geschenk zum 50. Geburtstag gewesen. «Ich wollte einmal mit Gesichtstätowierung und Louis-Vuitton-Tasche verreisen.» Marquardt ist die gefürchtete Türsteher-Legende der Berliner Clubs. Er bewacht das Berghain. Mit seinen silbernen Haaren, Piercings und Tattoos ist er ein Stück Popkultur geworden. Es gibt ihn sogar als Matroschka-Püppchen aus Holz.

Der 57-Jährige ist einer der Protagonisten in der Kino-Doku «Berlin Bouncer», die drei Türsteher porträtiert und an der Berlinale Premiere feierte. Es geht um das Nachtleben heute und damals nach dem Mauerfall, als bei Techno Ost und West zusammenwuchsen. Leute, die in den 90er-Jahren dabei waren, sprechen mit leuchtenden Augen von den Kellerclubs und der Anarchie in dieser Zeit.

30 Jahre nach dem Mauerfall ist Berlins Nachtleben längst Teil der Tourismuswerbung, die Veteranen der Clubszene sind im Lesebrillen-Alter.

Der Regisseur David Dietl, 40 Jahre alt und Sohn des Filmemachers Helmut Dietl, lernte mit 21 den sagenumwobenen Club Cookies kennen und traf so auch zwei der drei Türsteher des Films, Frank Künstler und Smiley Baldwin. Marquardt kennt in Berlin ohnehin jeder, eine logische Wahl.

Für Dietl ist es «ein Film über Berliner Nächte und die Geschichte der Clubkultur, aber auch über das Leben und seine Unwägbarkeiten». Man könnte auch sagen: Es ist ein freundlicher Film mit einem clubtauglichen Soundtrack über das Älterwerden von drei Männern, die keinen klassischen Lebensentwurf haben.

In Jobs in der Clubszene rutscht man oft rein. Frank Künstler ist so ein Fall. Eigentlich wollte er 1989 BWL studieren, der Mauerfall kam dazwischen. Smiley Baldwin kam als US-Soldat nach West-Berlin. Seine Philosophie an der Tür: «Man malt jeden Abend ein Bild.»

Sven Marquardt, der im Film respektvoll gesiezt wird, ist eine Künstlertype. Er entdeckte noch zu Ost-Zeiten die Kamera für sich und ist heute auch ein bekannter Fotograf. *Caroline Bock, dpa*

Info: Der Film startet diesen Donnerstag in den Deutschweizer Kinos.

Nachrichten

Stadtbibliothek Hirschhorn spricht mit Urs Peter Schneider

Heute Abend, 19 Uhr, ist es so weit: Während genau 66 Minuten diskutieren und argumentieren der Künstler Thomas Hirschhorn (61) und der Bieler Komponist Urs Peter Schneider (80) zu Problemen, Aufgaben und Fragen des zeitgenössischen nationalen und internationalen Kunst- und Kulturbetriebs. Die Stadtbibliothek bittet die Besucher, rechtzeitig zu kommen, da die Anzahl der Plätze begrenzt ist. *mt*

Literaturcafé Die Literarische Biel lädt zum flotten Dreier

Ein Lyrikabend, konzipiert als flottes Dreier: Levin Westermann («3511 Zwetajewa»), ehemaliger Student des Schweizerischen Literaturinstituts, wohnhaft in Biel, und Marina Skalova («Atemnot»), geboren in Moskau, wohnhaft in Genf und andernorts, lesen, moderiert von Autor Rolf Hermann, am Freitagabend im Literaturcafé, Obergasse 11. Um 19.30 Uhr geht es los. Es ist der dritte Akt der Veranstaltungsreihe «Lyrik und Lyrik» der Literarischen Gesellschaft Biel. *mt*